

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 22

Artikel: Der Wetterwart : Roman. Teil 25-27
Autor: Heer, J.C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671786>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XLII. Jahrgang

Zürich, 15. August 1939

Heft 22

Chumm zue-n-is i d'Alpe!

Chumm zue-n-is i d'Alpe,
Chumm ufe-n und lueg,
Wie hä-mer nüd Nidel
Und Anke bis gnueg!
E Matte gid 's Tischtuech,
Es Bächli de Chrueg,
Chumm zue-n-is i d'Alpe,
Chumm ufe-n und lueg!

Chumm zue-n-is i d'Alpe,
A d'Sunne-n-und lach!
De muuderigst Grochsi
Wird do wieder wach.
Und d'Liebi, sie winkt der:
Mer händ der es Dach!
Und d'Wulche verflüged:
Chumm zue-n-is und lach!

Chumm zue-n-is i d'Alpe,
Chumm los, well e Freud!
Wie lüted die Glogge
So schön über d'Weid!
En Lust hät en Jodel
In Himmel ue treid.
„Käs Liedli tönt schöner!“
De Herrgott häd's gseid.

Ernst Eschmann.

Der Wetterwart.

Roman von J. C. Heer.

(Fortszung.)

25

Das Wetter hat umgeschlagen. Der Föhn ist Herr im Gebirge. Die Wächten sind gestürzt, rings um den Feuerstein dröhnen die Lawinen. Wie weiße Wasserstürze fahren sie durch die schwarzen Bergwälder, die den Schnee von sich geschüttelt haben. Im Land der Tiefe bilden sich die halbgrünen Flecke der Schneeschmelze, ein frühlinghaftes, blaues Leuchten geht über den See, und die Stadt weit draußen am Ende seiner Fläche erscheint so genähert, daß ich durch das Rohr ihre Kamine zählen kann.

An dem trügerischen Lenzwaben aber erfreue ich mich nicht, wir zählen ja erst Mitte Januar; acht Wochen wenigstens, vielleicht neun oder zehn dauert es noch, bis ein Mensch auf den Feuerstein wird gelangen können. Ein Mensch — Hans, meine ich.

Eine sonderbare Vorstellung beunruhigt mich seit Hangsteiners Tod. Ich befürchte, er habe der erschütterten Gottlobe mit der geheimnisvollen Gewalt eines Scheidenden das Versprechen abgenommen, Hans fahren zu lassen. Manche Sterbende wollen, schon die Ewigkeit vor Augen, töricht die kleine Welt, in der sie gelebt haben, noch über das Grab hinaus mit Gelübden und Eiden, die sie in der Todesstunde fordern, wie Thränen beherrschen.

Hätte es Hangsteiner getan, dann müßte ich vor Gottlobe das Rätsel meines Lebens lösen. Sie soll frei über das Herz entscheiden können!

Hat nicht jeder Mensch ein heiliges Recht, zu wissen, wessen Stammes er ist? So frage ich in der einen Stunde, in der anderen aber: Wozu den Sturm der Gefühle, wenn es nicht ein hohes Gebot ihres Lebensglücks ist, in der Brust der

hald Einundzwanzigjährigen entfesseln? Ohne zu ahnen, wie die Schicksale das Lebensspiel ihrer wirklichen Eltern zerschleuderten, hat sie bisher im Frieden des engen Heimattales gelebt und kennt mich nur als den ihr innig zugeneigten väterlichen Freund auf dem Berg. Doch ist sie nicht die einfache Natur, die durch den Andrang einer neuen Vorstellungswelt Gefahr ließe. Dafür besitzt sie ein zu kräftiges Erbe von mir. Gewiß, ein Wort, und sie würde die Stimme des Blutes erkennen. —

Oh, von Gottlob nur einmal den süßen Ruf „Vater“ zu hören. Das ist mein letzter Erdenwunsch.

*

Der „Saturn“ hatte Winterruhe. Mir aber ging an der Seite meines schönheitsdurstigen Weibes ein blühendes Feld des Lebens auf. Die Kunst der Jahrhunderte! Ich wandelte mit Big durch die Paläste, Kirchen und Museen von Venedig und Florenz, nahm mit der Empfänglichkeit eines Ungesättigten ewige Schönheitsgedanken in mich auf und ließ mich von Namen umklingen, die in den heiligen Büchern der Menschheit mit unvergänglichen Ehren stehen. Big schenkte mir aus dem Reichtum der künstlerischen Erziehung, die sie genossen hatte, mit der frohen Laune einer Verschwenderin zwanglose Anregung die Fülle. Meine dankbaren Blicke hingen an ihr. Was war sie doch für ein herrliches Geschöpf! —

Mitte Dezember kamen wir nach Rom und führten in der Nähe der Piazza del Popolo mit einer Dienerin eigenen Haushalt. In der Wonne des molligen Heims studierte ich manches Wissenschaftliche, das mit dem Ballonwesen in Zusammenhang stand, las mit Big Werke der schönen Literatur, und jeder Tag hatte seinen Spaziergang oder Ausflug. Der Abend gehörte der Musik, dem Theater oder der Gesellschaft. Unnötig, daß wir uns um Bekannte bewarben; die Menschen suchten ihrerseits die Anknüpfung mit uns. Das lag wohl ein wenig an mir selbst, noch mehr an der schönen und bedeutenden Erscheinung meines Weibes und an der Romantik, mit der uns der Luftschifferberuf umspann. In zahlreichen Salons waren wir die Willkommenen. Die Neugierde nach unserem Zigeunertum enttäuschten wir zwar durch die Beobachtung korrekter Form und vornehmen Tons, auch ließen wir sie nicht zu tief in unsere Heimlichkeiten dringen und erzählten denen, die nach unserer Ju-

gend und Heimat forschten, lächelnden Mundes eine Geschichte aus Mexiko. Auf einer Ausstellung junger Künstler erstand sich Big zur Schmückung unseres Heims einige kleinere Gemälde und Skizzen und erregte als Käuferin die Aufmerksamkeit der Maler, weil sie Lob und Tadel der Berufskritik beiseite setzte und ihre Wahl in der Menge der Zeichnungen und Bilder nach ihrem eigenen, unbeirrbaren Schönheitsempfinden traf. Einladungen in die Ateliers flogen uns zu, und nirgends fühlten wir uns so wohl wie unter dem Künstlervolk, jenen merkwürdigen Leuten, die ihr trockenes Stück Brot kaum mit einem Quarto Wein zu würzen haben, aber fröhlich wie Kinder an den großen Tag glauben, an dem ein Wurf ihren Namen von Lippe zu Lippe tragen und ihnen der Ruhm lächeln würde. Durch diese Kreise falterte die Gestalt Bigs, sich selber und anderen Freude schaffend, wie ein Sonnenstrahl. Die Künstler schätzten ihre gehaltvollen Bemerkungen und Urteile über die entstehenden Bilder und verehrten sie als eine liebenswürdige Anwältin, die ihre Ateliers mit einem fein hingeworfenen Wort der Aufmerksamkeit der Kunstreunde empfahl. Ja, von einem jungen Schweden ließ sie sich gewinnen, daß sie ihm selber zu einem Brustbild für eine Frühlingsausstellung saß.

Es war in dieser Zeit, da sie nachmittags ihre Stunden bei dem Künstler hatte, als ich an einem trüben, frostigen Tag an der finsternen gewaltigen Runde der Engelsburg vorbei über den stimmungslos daliegenden Tiber schlenderte. Ich sehnte mich halb nach einem weißen Winter voll Licht und Glanz und mit schneebehangenen Tannen, wie es in den Bergen Winter gibt, und freute mich halb auf das Wiedersehen mit Big am abendlichen Kaminfeuer. Da — hatte ich recht gehört? — ein Heimatlaut! Zwei junge Leute schritten vor mir, die sich angelebentlich darüber unterhielten, welche Stellung für ihr Modell die vorteilhafteste sei. Also auch Künstler! Nicht was sie sprachen, nur ihre Mundart fesselte mich bis zu einer herzlopfenden Spannung. Der eine, jüngere, der eine Studienmappe unter dem fliegenden Mantel hervorsehen ließ, sprach das Bauerndeutsch der Umgebung Gauenburgs so unverfälscht, daß ich mein Selmäterisch hätte daran wagen dürfen, der andere erging sich in einer abgeschliffeneren Mundart, die auch nicht weit von meiner Heimat zu Hause sein konnte. Oh, wie viel Süßigkeit lag in der rauhen Sprache der Berge! Bezaubert wie ein Junge,

der selbstvergessen dem Liede eines fremden Spielmanns nachlaufen muß, folgte ich den beiden und wußte es kaum. Sie schwenkten in eine alte, enge Gasse, ich hinter ihnen. Sie verschwanden in eine unscheinbare Osteria. „Noch mehr Heimatdeutsch!“ schrie das wallende Herz, und nachdem ich ein paarmal vor dem „Cavallo nero“, wie die Erfrischungsstätte hieß, auf und nieder geschritten war, trat ich selber in die Gaststube.

Sie war eine jener einfach ausstaffierten römischen Kneipen, deren ganzer Vorzug in der Güte und Billigkeit des dunkeln Rotweins besteht, schien aber das Stelldichein und die Plauderecke der jüngeren Künstler unter meinen Landsleuten zu sein. Erst zu sieben, später zu neun, hatten sie sich um einen runden Tisch vor die langhalsigen Fiaschi gesetzt, zwischen denen ein kleiner eherner Reiter, irgend ein Held aus alter Zeit, ein kleines Banner des Vaterlandes trug. Über dem Gespräch und Gebaren der Runde junger Leute lag heimatliche Traulichkeit. Sie unterhielten sich von ihren Arbeiten und ihren Lehrern, als aber der Briefträger in die Osteria trat und der Piccolo oder Cameriere einen Stoß Zeitungen vor sie auf den Tisch legte, brach der Faden des Geplauders ab; jeder blickte in das Blättchen oder Blatt seiner engeren Heimat. Darauf tönten die Fragen: „Will jemand das Tagblatt von St. Jakob?“ — „Wer wünscht den Gauenburger Anzeiger?“

„Ich!“ hätte ich rufen mögen. Das Kinn etwas wehmüdig auf den Daumen gestützt, horchte ich als stummer Gast in das wieder anhebende Gespräch, das sich um Tagesneuigkeiten und um die kleinen politischen Begebenheiten von jenseits der Berge drehte. Dabei erfuhr ich, daß der junge Mann, der die gauenburgische Mundart so vortrefflich sprach, ein Neffe unseres Landammanes sei. Seine Stimme weckte in mir eine Sehnsucht wie jener Alphornklang, der den jungen Gesellen von der Schanze zu Straßburg in den Rhein hinunterriß. Wo war nun mein Zorn gegen die Heimat? Am liebsten hätte ich mich in die gemütliche Gesellschaft meiner Landsleute gesetzt und mich herzlich in der Sprache meiner Jugend ergangen. Jost Wildi, du bist Leo Quifort, der Mexikaner! mahnte die Stimme der Vernunft. Als der erste der jungen Männer aufbrach, ließ auch ich den Cameriere die Menge des Weins abschätzen, die ich aus der vor mir stehenden Flasche getrunken hatte, und wandte mich, die Brust voll wogenden Gedenkens, heimwärts zu

Big, die mich seit einer Weile zum Abendbrot erwartete.

„Deine Landsleute möchte ich auch einmal sehen,“ scherzte sie, „und die Sprache hören, die dich gefangen hat. Läßt sich denn mit einer Dame im ‚Cavallo nero‘ speisen?“ — „Ein weißes Laken wird man schon bekommen,“ erwiderte ich. „Das Abendbrot nehmen wir nach römischer Sitte selber mit und trinken vom Wirt nur den vortrefflichen Wein.“ Das gesiel Big. Bei unserem Besuch aber fand sie Stube, Wirt und Gäste etwas zu volkstümlich, begleitete mich später nur noch zwei- oder dreimal in die Osteria und überließ es mir, mein stilles Heimatvergnügen darin zu suchen. Ich fand mich, ohne daß ich von meiner Volkszugehörigkeit gesprochen hätte, jede Woche einmal wie ein befreundeter Gast in den Kranz meiner Landsleute und verlebte unter den jungen, ernst strebenden und dabei herzensfröhlichen Menschen wie auf einer verborgenen Insel heimatlichen Sinnens und Denkens sehr schöne Stunden. Nur der wehmütige Gedanke, wie tief ich mich vor dieser vaterländischen Jugend schämen müßte, wenn ich meine Heimatuntreue eingestände, ließ mich die Versuchung überwinden, mich als einen der Ihrigen zu bekennen.

Fast hätten sie es selbst erraten. Der Gauenburger, ein Junge von ungewöhnlich scharfem Spürsinn, warf die Bemerkung hin: „Hat Herr Quifort im Geplauder nicht zuweilen einen Klang, als ob er auch irgendwo bei uns zu Hause wäre?“ Ein paar andere nickten zustimmend, ich aber lächelte geistesgegenwärtig: „Ihre Wahrnehmung ist zu begreifen. Ich selber überrasche mich nicht das erstemal, daß ich bei meiner internationalen Lebensführung unwillkürlich Sprachklänge der Menschen, namentlich der sympathischen Menschen, die um mich sind, auflese. Ihre Beobachtung mag Ihnen ein Zeugnis dafür sein, wie wohl ich mich in Ihren Kreis eingelebt habe.“ Das Wort wurde freundlich aufgenommen, das Gespräch glitt weiter, mein Abstammungsgeheimnis war gerettet. Ich überwachte meine Zunge sorgfältiger und wußte auch einen Vorwand, um unverfänglich die Zeitungen der Heimat lesen zu können. In stiller Eifer suchte ich darin ein einziges Stichwort: „Selmat!“ Vergeblich! In der Abgelegenheit des Bergtals geschah wohl nichts Meldenswertes, und wenn etwas geschah, wer hätte es den Zeitungen berichten sollen?

Bereits spielten die Frühlingssonnenlichter über den Kuppeln der Ewigen Stadt, ergrünte

die Campagna und lockte zu größeren Ausflügen, und auf den Spaziergängen besprachen Big und ich die Pläne der nächsten Sommerfahrt. Nachdem wir an einem schon warmen Nachmittag die Sammlungen und Gärten der Villa Borghese durchschwärmt hatten, trat ich am Abend wieder ins „Cavalo nero“ und erschraf fast; jäh klang der heimatliche Name „Feuerstein“ in der Künstlerrunde. Den Anlaß dazu bot ein Zeitungsaufsat „Die Gründung einer Wetterwarte auf dem Feuerstein“. Als der Augenblick dazu gekommen war, las ich die Abhandlung mit der Gier eines Heimatkindes.

„Die Errichtung der Meteorologischen Landesanstalt in St. Jakob,“ begann der Artikel, „hat die Anregung zu einer verstärkten Beobachtung der atmosphärischen Erscheinungen in unserem Lande gegeben. Dabei hat die Erkenntnis verbreitet, daß die Anlage einer Gipfelhochwarte als Ergänzung der Landesanstalt die wissenschaftlich-praktischen Leistungen der Meteorologie wesentlich unterstützen müßte. Die Vorteile eines Observatoriums auf hoher Bergspitze sind einleuchtend. Die Erscheinungen des Luftkreises sind früher und stärker als im Tal wahrzunehmen, und die Beobachtungen bringen die allgemeinen Witterungsverhältnisse reiner und treuer zum Ausdruck, als es auf Tal- und Passstationen möglich ist, die dem nicht genau zu berechnenden Einfluß örtlicher Strömungen unterworfen sind. Diese Erwägung ließ den Plan eines meteorologischen Observatoriums auf dem Feuerstein, dem unserer Alpenkette frei vorgebauten Gipfel, entstehen, doch lag dabei gleich auch die Hemmung: Wird sich der Mann finden, der mit der wissenschaftlichen Befähigung eines Wetterwartes die Bereitwilligkeit verbündet, vier Monate, ja gegen ein halbes Jahr im furchtbar einsamen Winter auf der Felsen spitze auszuhalten?“

Der Mutige hat sich gefunden! Es ist Gabriel Lezberger von Gauenburg. Der nun Fünfundzwanzigjährige hat in seiner Jugend das Unglück gehabt, von einer Krankheit arg entstellt zu werden. Dieser Umstand drängte ihn in ein einsiedlerisches Autodidaktentum hinein, dem er, abgetrennt vom menschlichen Verkehr, in einem bei seinem Heimatstädtchen gelegenen Häuschen obliegt. Als er von dem Plan des Observatoriums hörte, meldete er sich freiwillig als Wetterwart. Es mache ihm nichts aus, schrieb der junge Mann, der in der Naturwissenschaft gründliche Kenntnisse besitzen soll, noch etwas einsamer als bis-

her zu leben, wenn man ihm nur genügend Bücher zur Verfügung stelle.

Durch die dankenswerte Erklärung Gabriel Lezbergers ist der Bau des Observatoriums in nahe Wirklichkeit gerückt und bereits auch die Frage der Talstation erledigt. Um diese bewarben sich Tuffwald auf der Nord- und Neu-Selmatt auf der Südseite des Berges. Für Selmatt sprach eine Eingabe des Gauenburgischen Landrates. Das sich langsam wieder bevölkernde Tal bedürfe einer Schule; es seien aber doch der Kinder noch zu wenig, um den Bau eines Schulhauses und die Berufung eines Lehrers zu rechtfertigen, wenn dieser nicht zugleich als Talwart des Observatoriums eine Nebenstellung fände. Darauf trat Tuffwald zugunsten Selmatts zurück. Auf der wieder erblühenden Bergsturzstätte wird das Observatorium mit dem Eintritt der schönen Jahreszeit gezimmert und gesügt, nachher in die einzelnen Teile zerlegt, auf den Feuerstein geschafft und im Oktober von Gabriel Lezberger bezogen werden. Glück mit dem Bau und dem tapferen Manne!“ Damit schloß der Zeitungsaufsat.

Das Leben regte sich also auch in der alten Heimat! Der geheimnisvolle Feuerstein, in dessen Höhlen meine Vorfahren gewohnt hatten, gelangte bei den Menschen zu Ehren! Wie ging es wohl Duglörli? —

Ich bat meine Landsleute, mir diejenigen Zeitungen, die von dem Observatorium auf dem Feuerstein handelten, bis zum Herbst aufzubewahren. Ich würde mit meiner Frau den kommenden Winter wohl wieder in Rom verleben, und die Meteorologie sei ein der Luftschifferei zu verwandtes Gebiet, als daß ich nicht groß neugierig nach den Mitteilungen wäre, die weiterhin über das Zustandekommen der Wetterwarte erschienen.

Big aber erfreute sich an dem bedeutenden Erfolg, den der junge schwedische Maler auf der Frühlingsausstellung mit ihrem Bild erwarb, das später in unsern Besitz überging, und der Winter in Rom schloß mit den angenehmsten Eindrücken.

Unsere zweite Sommerfahrt mit dem „Saturn“ bewegte sich durch die großen Städte der Donauländer und endete im Herbst mit einem Aufstieg in Konstantinopel, einem wunderbollen Flug über die Märchen des Goldenen Horns, die Gärten des Bosporus und die Schlösser des Marmarameeres. Nicht, daß nur lauter Sonne mit unseren Unternehmungen gewesen wäre. Der



Ernte.

Phot. J. Feuerstein, Schuls-Tarasp.

Poesie der Hochlüfte gingen oft mühsame irdische Erfahrungen zur Seite. In der einen Stadt verzögerte schwacher Gasdruck die Füllung, in der anderen war das Gas überhaupt zu schlecht, um einen richtigen Aufstieg zu ermöglichen, zwei Passagiere, die nur einen Teil des Fahrgeldes im voraus erlegt hatten, brannten uns mit beträchtlichem Reste durch; am schwierigsten aber war es stets, die vielen Bedingungen zu erfüllen, von denen die Behörden die Erlaubnis zum Aufstieg abhängig machten. Da mußte ich wieder unendlich froh über Big, meinen herzguten Kameraden, sein. Ein Lächeln, eine liebenswürdige Bitte von ihren Lippen: Türen, die geschlossen waren, gingen auf; über Beamte, die nicht hatten verstehen wollen, kam die plötzliche Erleuchtung, und starre Unmöglichkeit wurde durch ihren Zauber zu blühender Möglichkeit. Sie sprach von meiner Macht über die Menschen, dabei war es die ihrige, die uns in den Städten des Ostens die angesehensten Häuser erschloß. Wir hätten den

Winter leicht in den Kreisen der reichen Kaufleute und Bankiers, der türkischen Regierungsbeamten, der Paschas und Beis in Konstantinopel verbringen können, aber wir waren einig, daß sich so reizend wie in Rom die Tage doch nirgends verleben ließen, und nachdem uns die alte bequeme Wohnung bei der Piazza del Popolo wieder angeboten worden war, begaben wir uns über Athen, wo ich Fahrten mit künftigen Passagieren auf den Frühling verabredete, in das uns liebgewordene Winternest.

26

An einem unfreundlichen, kalten Abend, bald nach unserer Ankunft in Rom, wandelte mich die Lust an, wieder einmal nach meinen Landsleuten im „Cavallo nero“ zu sehen. „Es ist mir allein zu langweilig,“ scherzte Big, „speisen wir zusammen in der Kneipe!“ Wir fanden darin den Tisch der Künstler leer. „Die Herren kommen heute abend nicht,“ belehrte uns der Kell-

ner, der uns mit freudiger Gebärde wieder erkannt hatte, „sie wohnen einem großen patriotischen Fest ihrer Landsleute bei, für das sie seit einigen Wochen Bilder gezeichnet und gemalt haben. Die Herren haben mir aber Journale für Sie in Verwahrung gegeben. — Da sind sie.“

Beim Abendbrot erzählte ich Big von dem Observatorium auf dem Feuerstein und von dem jungen Manne, der, ein Pionier der Wissenschaft, nun einsam auf dem Felsen sitze. In Himmelsweiten hatte ich keine Ahnung, daß ich je sein Nachfolger werden könnte! Nun blätterten wir in den Zeitungen, und meine Gedanken verloren sich in eine freundliche Schilderung, wie die Wetterwarte am letzten Sonntag des Septembers durch Meteorologen und Bergfreunde eingeweiht worden sei.

„Von Tuffwald und Selmatt stiegen wir im Mond- und Sternenschein zu Berg,“ erzählte der Verfasser, „die meisten mit einem Büchergeschenk für Gabriel Letzberger beladen. Um neun Uhr des Morgens war eine Gemeinde von gegen hundert Bergsteigern auf dem Gipfel versammelt. Das zum Teil in die Felsen eingelassene Haus fand allgemeine Anerkennung; berufen, auf unabsehbare Zeit Wind und Wetter zu trozen, steht es mit seinen in die Tiefen der Landschaft blickenden Fenstern als ein außerordentlich festes Gefüge da. Über der Besichtigung zerrann eine Stunde, die Teilnehmer sammelten sich auf dem kleinen freien Platz vor dem Observatorium, und mit einem Gottesdienst unter freiem Himmel wurde das Haus geweiht. Der junge, feurige Pfarrer von Tuffwald hielt die Predigt über den Text: ‚Das Licht kommt uns von den Bergen‘ und stellte die Warte unter Gottes Schirm.“ —

Ich las und las, da schreckte mich ein leiser, weher Laut Bigs aus meiner gespannten Aufmerksamkeit empor. Ein Blatt war ihren zitternden Händen entfunkt; ihr Antlitz blickte verzerrt und totenfahl. Mit fast brechender Stimme bat sie: „Läß doch durch den Cameriere einen Wagen rufen und bringe mich nach Hause. Ich fühle mich unwohl!“

Wem konnten die alten Zeitungen dienen? Ich steckte sie zu mir. Nachdem ich Big heimgebracht, den Arzt an ihr Lager geholt hatte und sie endlich eingeschlummert war, las ich noch in tiefer Nacht das Blatt, das sie so furchtbar erschreckt hatte. Es enthielt die in Kapiteln fortlaufende Schilderung einer herbstlichen Besteigung des Feuersteins, und mit hervorgehobener Schrift stand:

„Ein Besuch in Neu-Selmatt.“ Meine Augen flogen die Zeitungen durch. „Wie schnell leben die Menschen!“ hob das Stück an. „Vor acht Jahren, bei dem großen Bergsturzunfall, umkreiste der Name Selmatt die Erde. Bald aber geriet das Tal, in dem so viele Menschen erschlagen liegen, in Vergessenheit. Jetzt, da Selmatt Talstation der Wetterwarte auf dem Feuerstein geworden ist, erhält es wieder Besuch von Bergfreunden, die den Weg nach dem Hochobservatorium einschlagen. Leider gibt es in dem kleinen Ort, der allmählich wieder auf fünf Wohnhäuser angewachsen ist, kein Gasthaus; doch finden einzelne Wanderer freundliche und gute Unterkunft in der Familie Hangsteiner, welche die Ehre für sich in Anspruch nehmen darf, den Anstoß für die Neubesiedlung der Einsamkeit gegeben zu haben.“

Jetzt kommt's! Mein Herz pochte zum Zerspringen. Nein, zunächst folgte die weitläufige Schilderung eines Nachmittagspaziergangs über das Bergsturzgebiet, das unter den unablässigen Händen der Bewohner Neu-Selmatts wieder grünendes Feld geworden sei, in dem nur noch zerstreute nackte Blöcke an das furchtbare Geschehnis von einst erinnerten. Aber nun ging der Aufsatz weiter: „Wir verbrachten einen freundlichen Abend im Hangsteinerschen Haus und lernten in der Bäuerin, der Tochter des ehemaligen Lehrers von Selmatt, eine ebenso hochachtbare wie fromme Frau kennen, die uns mit einem stillen, lieben Wesen Einblick in das Hinterwäldlerleben der kleinen Dorfschaft gewährte. Ihre innigste Freude äußerte sie darüber, daß Selmatt ein Schulhäuschen und einen Lehrer erhalten habe. ‚Ich war schon in Sorge wegen meiner Altesten, die im März sechsjährig wird,‘ äußerte sie, und darauf gefaßt, daß wir sie nach Zweißrücken hinaus in die Schule geben müßten. Nun kann sie den Unterricht in Selmatt selbst genießen. Bis sie größer ist, bekommen wir wohl auch ein kleines Gotteshaus, in dem etwa gepredigt wird. Das Schulhaus ist für uns eine große Wohltat, und wir müssen der Regierung dankbar sein, daß sie stets darauf Bedacht nimmt, aus Selmatt wieder ein kleines, selbständiges Gemeinwesen werden zu lassen.“ —

„Die im März sechsjährig wird!“ Über dem Wort wallte mein Herz bis zum Brechen. Nur eine Stelle des Aufsatzes las ich noch: „Frau Hangsteiner ließ sich von uns erbitten, auf dem Harmonium, das den Schmuck der Stube bildet, ein paar Choräle zu spielen. Die frisch wie ein Alpenröschen blühende Gottlobe, das ältere

unter den beiden Kindern der Familie, stellte sich mit dunkeln, schelmischen Augen an die Seite der Mutter, erhob die helle Kinderstimme, und das Kirchenlied „Lobe den Herrn!“ erfüllte die häuerliche Stube mit Andacht. Ein stilles Glück lag auf dem herben Gesicht Vater Hangsteiners, Herzengescheide über dem gesamten Haus, und wir legten uns unwillkürlich die Frage vor: „Wo ist mehr Sonnenschein, mehr Glück unter den Menschen, in diesem stillen Tal oder in der geräuschvollen Stadt?“ —

Nein, das fesselte mich nicht mehr. An meinem Schreibtisch ließ ich überwältigt den Kopf auf die Arme sinken, und in halber Betäubung war ich nur des Gedankens fähig: „Es ist mein Kind — es ist mein Kind!“ So verharrete ich in strömmenden Schmerzen, und Erinnerung war allebendig um mich. Da fühlte ich die Berührung einer linden Hand. „Jost, mein lieber Jost,“ flüsterte Big, die in weißem Nachtgewand und bloßen Füßen zu mir herangewandelt war. „Unvorsichtige“, schalt ich, „du bist ja frank. Geh zur Ruhe. Lass mich!“ — „Nein“, versetzte sie ernst und traurig, „es traf mich am Abend so furchtbar, daß deine ehemalige Verlobte in den Bergen Kinder besitzt, während ich dir keins schenken darf. Jost, ich gönne ihr sie aber mehr als irgend einem andern Weib der Erde.“

Dieses Wort Bigs tat mir in meinen grimmigen Schmerzen wohl. Wo aber blieb der freudige Winter, den wir in Rom hatten verbringen wollen? Die wenigen Vergnügungen der großen Gesellschaft, die wir besuchten, der Verkehr mit den Künstlern, die Gänge zu den Kunstsäcken der ewigen Stadt waren ein seelenloses Spiel und ein Selbstbetrug, und meine Landsleute fanden mich verändert. Ich litt unter einem wühlenden Drang, an Duglore zu schreiben, und verwarf den Gedanken doch stets wieder. Ich liebte mein Kind, ohne es zu kennen, sah aber ein, daß ich ihm nichts sein könne. Jene unbestimmten Verdachte gegen Big, die meine Genesung im Krankenhaus von Hamburg verzögert hatten, der gesamte Knäuel von Fragen und Leiden stiegen wieder empor; ich beherzigte aber ihr Wort: „Ein Mann, der etwas von Weibesseele versteht, demütiigt sie nicht, indem er sie in Dingen der Liebe zu Rechtfertigungen zwingen will.“ Ich ließ die schweren Gedanken nur in den Geheimschachten der Seele gären und hatte wohl mit der Vermutung recht, daß Big selbst schonungsbedürftig sei und durch ein hartes oder unvorsichtiges Wort wieder in jenen Zustand der Melancholie getrie-

ben würde, der meine Pläne in Marfil vernichtete.

Von Duglore und ihrem Kind Gottlob sprachen Big und ich nie wieder. Sie sah, daß ich litt, und litt selber seit dem Tag, da uns Kunde aus Selmatt geworden war. Es war, als stände eine unsichtbare Wand zwischen uns, durch die sich unsere Hände voll innigster Liebe ineinander zu tasten suchten, an der sie aber stets wieder verzweifelt abglitten. Kein Vorwurf über mein kühles, unruhiges Benehmen kam über die Lippen Bigs, aber in ihren Augen stand die große stumme Angst, und ein brennendes Weh lag in ihrer Zärtlichkeit. Je länger, desto häufiger verließ sie das Haus, ohne meine Begleitung zu wünschen; auf meinen fragenden Blick erwiederte sie: „Ich mache Armgänge!“ Das stimmte wohl, das Weib, das nie eine Rechnerin gewesen war, hatte von jeher Geld mit offener Hand unter darbende Künstler und Notleidende jeder Art ausgeworfen. Nun begann sie aber selbst am Morgen vor Tag Gänge in die Stadt zu unternehmen. „Ich schlafe schlecht. Ich liebe die Dunkelheit, den Wind, die Einsamkeit der Gassen,“ versetzte sie. Ich aber witterte in dem geheimnisvollen Wesen eine ernsthafte Gefahr für Big.

Als sie wieder einmal in ihrem schlechtesten, unscheinbarsten Kleid das Haus lautlos wie eine Diebin verließ und hinaus in die frostige Frühe trat, übermannten mich Mitleid und Sorge. Ich folgte ihr, wie etwa ein Eifersüchtiger die Wege seines Weibes zu erspähen versucht.

Die rasch im Zwielicht vor mir herschreitende Gestalt verlor sich über die zu dieser Stunde menschenleere Via del Corso in die Kirche Sant' Ignazio. In der rötlichen Dämmerhelle der zum Frühmahl brennenden Kerzen kniete sie gesenkten Hauptes in brünstigem Gebet blaß und schattenhaft neben einem der korinthischen Pfeiler und war so tief in ihre Andacht versunken, daß sie mich nicht einmal bemerkte, als ich dicht an sie hintrat. Das Bild der Trostsucherin erschütterte mich; als sie sich aber nach der Messe auch noch in den Beichtstuhl wandte, sich in die Nische ein duckte und ihr Gesicht an das Holzgitter preßte, da wallte es in meiner Brust von Weh und Zorn gewaltig auf. Ich war in diesem Augenblick vollends überzeugt, daß mein Weib ein schweres Geheimnis und eine dunkle Gewissensschuld trage.

Am Portal der Kirche wartete ich auf sie. Mir war, das Herz sollte mir zu schlagen aufhören. Big, meine heitere Heidin von Hamburg, eine fromme, reuig büßende Sünderin! Mein herr-

liches Weib, durch dessen ernsten, freien Geist ich mich selber aus den engen Vorstellungen meiner Bergjugend zu einer höheren und größeren Auffassung der letzten Fragen und Rätsel des Daseins emporgerungen hatte, hingegeben und hingegossen an die Mystik flammender Kerzen, geschwungener Weihrauchfässer, singender Knaben und betender Priester! Meine Big im Beichtstuhl! Das war nicht die rührende, kindliche Frömmigkeit Duglores, das war die geheizte Angst einer Todwunden. Was für ein schrecklicher Abgrund lag denn in der Seele meines sonst so gütigen Weibes?

Die Gestalt, die, aus der Kirche tretend, flüchtig an mir vorübereilen wollte, schrak furchtbar zusammen, als ich ihr mit gedämpfster Stimme den Morgengruß bot. Warum bist du mir gefolgt, Jost?" schrie sie leis und in der tödlichen Scham einer, die auf Heimlichkeiten überrascht wird. Ebenso bekommnen stammelte ich: „Ich fürchtete, du würdest eines Morgens nicht mehr zu mir zurückkehren. Ich war in Angst um dich." Sie schwieg. Erst auf dem Heimweg seufzte sie abgerissen. „Ich habe um ein Kind gebetet!"

Der Tag war aber da, an dem ich mit meinem Weib rückhaltlos von Herzen zu Herzen sprechen mußte. „Du hast ein Geheimnis vor mir, Big," begann ich, nachdem wir wieder in unsere vier Wände getreten waren, mit zwingendem Ernst. „Dich drückt eine Last nieder, die ich nicht kenne. Deine Seele lechzt nach Befreiung. Es steht aber mit deiner Vergangenheit in Widerspruch, wenn du den Kummer, die Tränen deiner Nächte zu Priestern trägst, die dir fremd sind. Nun, sei gläubig! Wenn es dir das Herz erleichtert, tadle ich dich nicht; aber, Big, meine liebe, arme Big, vergiß nicht — die innerste Seelenheimat des Weibes ist die Brust des Mannes, den sie liebt. Was es sei, ich habe das erste Unrecht auf dein Vertrauen! Mir also ein offenes Wort! Ich werde dich bis dicht ans Unmögliche hinan zu verstehen, zu begreifen versuchen — und verzeihen, wenn es etwas zu verzeihen gibt!"

Sie war fassungslos auf eine Chaiselongue gesunken. Das verzerrte, erbarmungswürdige Antlitz mit den Händen bedeckt, hörte sie mich schweigend an. Ich fühlte, wie mächtig mein Wort ihr Gemüt traf; nach einer Pause innersten Ringens hob ich wieder an. „Ich will dir mit einem eigenen Bekenntnis auf halbem Weg entgegenkommen. Big, jene Gottlobte, die jetzt im März sechs Jahr alt wird, ist mein Kind!"

Kein Schrei der Überraschung, der Empörung,

wie ich erwartet hatte, nur ein Rütteln ging durch die erstarrte Gestalt, nur ein Wimmerlaut rann durch die zitternden Finger hervor: „Jost, ich weiß es!" — „Big, woher weißt du es?" bat ich dringend und flehentlich. Sie schwankte entsezt empor, ihre Lippen bewegten sich zuckend, sie wollten sprechen — sprachen aber nicht. Die Wachsbleiche glitt auf die Chaiselongue zurück; Schluchzerlaute, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, drangen zwischen ihren Händen hervor, und endlich ein wirres Gestammel: „Jost, lieber Jost, stoße mich nicht von dir. Warum hätte ich nicht ahnen, nicht wissen sollen, daß es dein Kind ist? Um so schrecklicher ist nur, daß unsere Ehe kinderlos bleibt. Dieser Widerspruch kann zuletzt das freigeistigste Weib in die Kirche treiben."

Wieviel schluchzte und sprach meine arme Big in dieser Stunde! Ihre Schuld aber bekennen konnte sie nicht. Ja, mein Glaube daran geriet wieder ins Wanken. Ich hatte Mitleid mit der Alderin, die geheimnisvoll die stolzen, freien Flügel gebrochen hatte. Sie dankte mir dafür mit der bebenden Liebe einer Sklavin, ich aber sehnte mich wild und mit aufbüäumendem Weh nach jener Big zurück, die, ein Märchenkind des Frühlings und des Glücks, neben mir frei und froh in den vierlanden geschritten war.

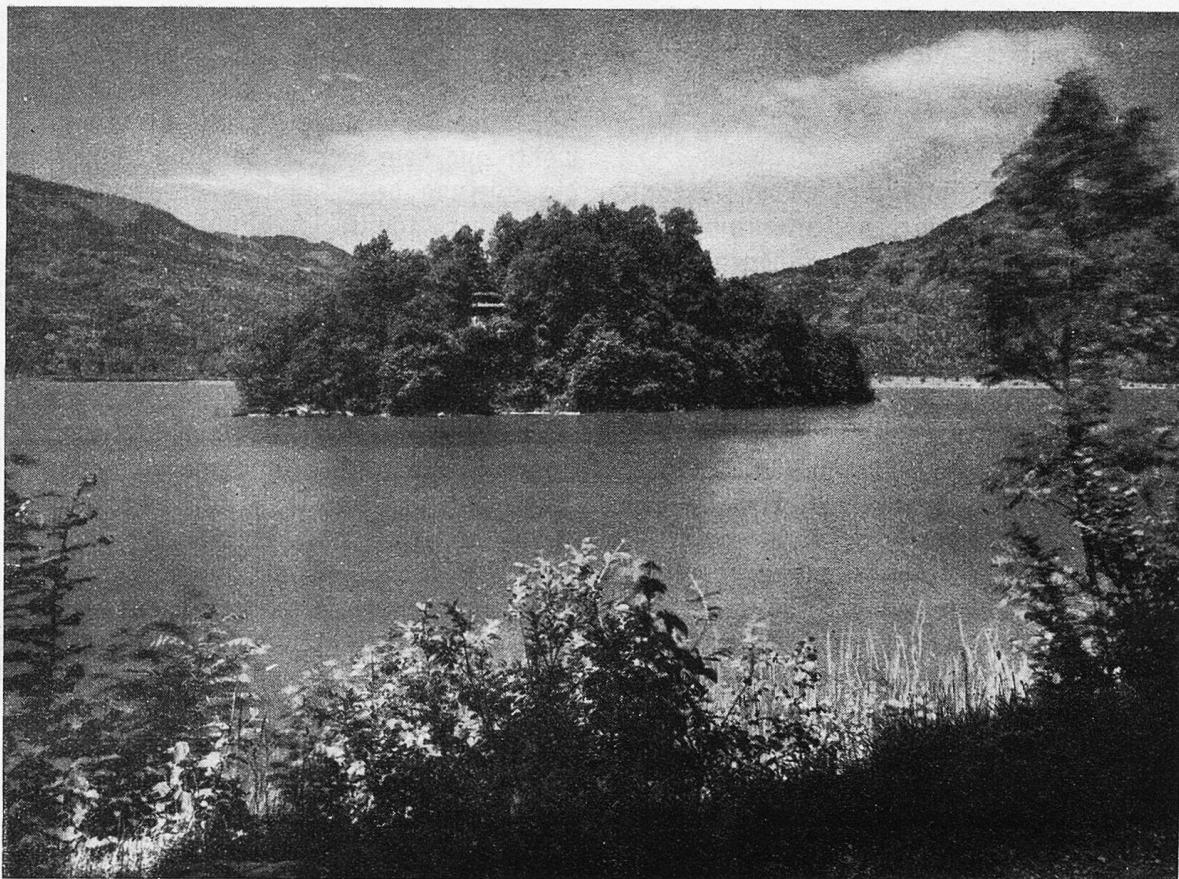
Und nun war es wieder Frühling geworden, der siebente, seitdem ich ihr in Jubel und Schmerzen bekannt hatte: „Ich ginge am liebsten mit dir!"

Wenn einst in Selmatt, der alten Heimat, die Menschen nicht davon sprachen, daß das Bergwerk einmal auf das Dorf fallen würde, so gaben die Geister doch von Zeit zu Zeit die Zeichen, daß sie wach seien und am Werk. Die Geister des Gebirges, die man nicht sieht, und die doch da sind, die nicht schlafen in der Nacht und keinen Sonntag feiern! Wie sie in den Felsen, spielen die Losgewalten des Gewissens in der menschlichen Brust und zermürben die Geheimnisse.

Die Stunde kam. Da sprach Big!

*

Während ich gestern abend leidvertieft den Anfang vom Todeskampfe meines lieben Weibes Abigail erzählte, lieferten sich die Stürme eine grauenvolle Schlacht. Der Föhn aus mildem Süden jauchzte: „Ich sehe das Banner des Lenzes auf diese Zinnen!" Der Nordost gelste und höhnte: „Ich stürze dich!" Die beiden Stürme holten sich Hilfstruppen. Es gibt keinen



Die Insel Schwanau im Lowerzersee.

Phot. J. Gaberell, Thalwil.

Wind, der in dieser Nacht nicht um mein Haus gerast hätte. Sie haben sich wie eine Horde wilder Tiere gebalglt, gewürgt, sich ineinander verbissen und um den Berg gewälzt. Der Anemometer, der selbsttätige Windmesser, beschrieb die wunderlichste Linie und verzeichnete Sturmgeschwindigkeiten bis zu hundertsechzig Kilometer in der Stunde. Nun aber sind die Winde abgezogen bis auf den Nordost, der Sieger und Herr der Stätte geblieben ist.

Den Schaden der Schlacht tragen das Observatorium und ich. Es ist doch nicht so stark und fest gebaut, wie jene glaubten, die es vor bald anderthalb Jahrzehnten weishten. Ein Föhnstoß hat das Dach anreißen können. Ich erwachte aus einem wunderschönen Traum, der um die Pyramiden und Königsgräber Ägyptens ging. Im ersten Augenblick war mir, es würde neben dem Observatorium aus einem Mörser in den Kampf der Stürme geschossen. Ich merkte aber rasch, daß es das Geräusch eines Bleches war, das an die Wand des Hauses geklatscht wurde. Ich stand auf, um den Schaden noch in der Nacht zu untersuchen. Es war unmöglich, einen Tritt ins Freie

zu setzen, der Föhn hätte mich nach Tuffwald hinuntergeworfen. Am Frühmorgen, als die donnernden Lüfte sich etwas ausruhten, lag die Bescherung da. Das Blech, das Wand und Hüttdach verbunden hatte, stak ein paar hundert Schritte unter dem Gipfel im Schnee, neben ihm weithin zerstreut eine Anzahl der schweren, dicken Schindeln, womit das Haus bedeckt ist. Einer jener Sparren, die quer über das Dach laufen und die beschwerenden Steine stützen, ist gebrochen, ein Leck entstanden, das über die Hüttenwand hinreicht und den Dachboden des Observatoriums auf ein Stück bloßgelegt hat. Ich habe den ganzen Tag an der Ausbesserung gearbeitet und vor Überanstrengung schmerzt mich mein Hinkbein!

Meine Lage ist weiß Gott nicht beneidenswert. Der Draht gebrochen, das angegriffene Dach ein Spiel der Stürme. Denn viel wird mein Flickwerk nicht helfen. Wenn nur wenigstens Hans um den Stand des Hauses wüßte.

Der Nordost pfeift sein ödes Lied! Da liegen die Blätter meines Lebens. Ich komme an den letzten Glückstraum Abigail's, an winkende Er-

lösung aus Schuld und Pein, an eine Offenbarung des Himmels, als ob er selbst mein liebes Weib retten wollte.

27

Der anbrechende Frühling des Südens drängte unsere inneren Sorgen in den Hintergrund. Wir gehörten wieder unserem freien, schönen Wanderberuf. Er führte uns von Rom nach Athen. Der blaue Himmel lächelte, die Mandelblüte schimmerte rötlich an den Gehängen, und der „Saturn“ rüstete sich, über den Schönheitstraum der Akropolis zu steigen.

Wir hatten aber entschiedenes Mißgeschick. Ein Brüderpaar und ihre beiden Freunde, vier junge Großkaufleute, die sich uns im Herbst als Passagiere zugesagt hatten, lehnten bei unserer Ankunft ihre Teilnahme an der Fahrt ab. Die Stadt stehe in einer geschäftlichen Krise, die sich plötzlich verschärft habe, und sie selber stäken zu stark in der Klemme, um an einen Ballonaufstieg denken zu dürfen. In der Hoffnung, es würden sich noch in letzter Stunde ein paar andere Passagiere melden, besorgte ich doch eine Füllung. Sie verzögerte sich indes wegen einer zu engen Gaszuleitung bis in den Abend. Als Big und ich mit dem nur zu Dreivierteln gefüllten „Saturn“ ohne Passagiere in die Lüfte stiegen, vergoldete die scheidende Sonne bereits die Stirn des Meeres. Eine leichte Brise trieb uns gegen die Berge, und der volle Mond erhob seine Scheibe in die Frühlingsdämmerung. Ich spähte nach einer günstigen Abstiegsgelegenheit, einem ebenen Fleck Erde in der Nähe einer Bahnstation oder wenigstens einer größeren Dorfschaft. Sie gab sich nicht so bald. In der Mondhelle lag ein wenig bewohntes rauhes Hügelland unter uns. Die Kühle der Nacht ließ die Ballonhülle stark zusammenfallen; um das schlechtgefüllte Fahrzeug in der Höhe zu halten, verbrauchten wir den Ballast und entschlossen uns nach etwa zweistündiger Fahrt in Ermangelung einer besseren Gelegenheit, bei einem kleinen Dorf zu landen, das in einer Hügelfalte auftauchte. Im Freien nächtigende Schafhirten an einer Berglehne hatten uns bereits bemerkt, in dem niedrig gehenden Ballon hörten wir ihre Überraschungsrufe.

Da, ein Sausen an unseren Ohren! Gewehrgeknatter stieg aus der Tiefe! Die Unglückseligsten schoßen auf den „Saturn“! Ihrer mehrere! Wir ließen erschrocken weiße Tücher in die helle Nacht flattern und riefen ihnen zu, das Luftschiff bringe ihnen keine Gefahr. Vergeblich! Die Kugeln flo-

gen klatschend in die Seidenhülle über unseren Köpfen. „Duck dich in den Korb!“ bat ich Big. „Nein!“ widerstand sie, ein wildes Leuchten in den Augen, „ich teile die Gefahr mit dir!“ Ich wollte aus dem Bereich der Kugeln steigen! Um die Wirkung des Ballastes, der uns mangelte, zu ersetzen, schnitt ich blitzschnell das Tau des Ankers durch — er fiel — ein Schnitt — der Sack fiel, in dem unsere Seilvorräte am Korb hingen. Mütze, Mantel, Instrumente, was zu entbehren war, flog in die Tiefe. Der schlaffe „Saturn“ hob sich merklich und erreichte die Fluggrenze der Kugeln. Da balancierte er und begann schon wieder langsam zu sinken. Eine Kugel pfiff und klatschte. „Big, empor ins Strickwerk! Ich opfere auch den Korb!“ Ich bot meinem Weib die Hand als Stand für ihren Fuß und schaute empor, wie sie sich in den Seilen über dem Tragring klammerte. Da war mir im ungewissen Licht, als läge ein wundersam kühner Zug in ihrem Gesicht. Ich erriet schrecklich. „Jost, schneide die Stricke nicht durch — ich rette dich!“ schrie sie. Ich sprang, ich kniete auf dem Rand des Korbes und hatte ein Tragseil in den linken Ellbogen, ein zweites in die linke Hand gepackt. Ein todestiefer Seufzer Bigs. Nur mit der Rechten sich noch an einem Stück Netz haltend, schwiebte die schlanke Gestalt im Blau der Nacht. Sie ließ los, sie glitt — da hatte ich sie auch mit eiserner Faust gefaßt, hielt sie, riß sie an mich und in den Korb.

Ein gespannter Ballon wäre unter der Wucht des Stoßes geborsten. Ein ruhiger Mensch hätte in einer halben Sekunde nicht so viel überlegen und handeln können. Ein anderer Mann hätte die Riesenkraft nicht besessen, die Gestalt aufzufangen. Das Merkwürdigste aber: wir verloren die Besinnung keinen Augenblick, oder nur einen Augenblick! Der „Saturn“ fuhr, sein Gleichgewicht suchend, in die Tiefe und in die Höhe, im Korb lag Big auf den Knien. Sie raffte sich empor, drängte ihre Brust an meine Brust, schlängt ihre Arme um meinen Nacken und stammelte: „Also, Jost, so wollen wir gemeinsam sterben!“ Nun war ich doch zu erschöpft, um sie von mir abzuschütteln. Ich weiß in der Erinnerung nicht, wie lange das Abenteuer dauerte, ob nur drei Minuten oder eine Viertelstunde, uns schien es eine lange Nacht! Wir machten keinen Versuch mehr, dem Verderben zu entrinnen. Brust an Brust erwarteten wir von einer der Kugeln den gemeinsamen Tod. Da merkten wir, daß die Schüsse seltener wurden. Das Flintengeknatter

hörte vollends auf, und ehe ich nur die Ventilleine gezogen hatte, lag der „Saturn“ auf der Erde.

Kein Mensch war zugegen! Doch! Ein alter gebückter Mann nahte sich und bat um Barmherzigkeit für sein Dorf. Die Hirten hätten nicht gewußt, daß es so merkwürdige Dinge wie ein Luftschiff gäbe, und hätten nur aus Angst und Albergläuben darauf geschossen. Bald eilte auch ein Bursche herbei und erzählte prahlervisch, er allein habe gedacht, daß die Scheinkugel in der Höhe ein Ballon sein könnte; er wisse, man brauche die Luftschiffe zu Spähdiensten im Krieg. Auf seine Mahnung seien die Schüsse eingestellt worden. Nun bitte er um eine Belohnung. Scheue Hirten, diejenigen, die vorher auf uns geschossen hatten, kamen, und die mit Schaffellen bedeckten wilden struppigen Gesellen erschraken namentlich darüber, daß ihre Kugeln ein Weib hätten töten können. Willig leisteten sie bei der Entleerung und Verpackung des „Saturn“ Hilfe und brachten uns die weit in der mondhaften Landschaft zerstreuten Dinge wieder, die ich in der äußersten Not aus dem Korb geworfen hatte. Am Morgen fehlte kein Stück; einige Instrumente aber waren verdorben.

Von Schlaf konnte nach dem furchtbaren Abenteuer keine Rede sein. Erst nachdem wir die Gefahr schon etliche Stunden überstanden hatten, erfaßten uns die stärksten Schauer über das Erlebte. Big schluchzte an meiner Brust: „Jost, warum hast du mich nicht für dich sterben lassen?“ — „Törin“, schalt ich, „glaubst du denn wirklich, ich hätte mit der gräßlichen Erinnerung weiterleben wollen? Ich, wie ein Pfeil in die Luft schnellen — du, totstürzen? In dem Augenblick, da ich die Erde wieder betreten hätte, würde ich nicht aufgehört haben, die Stelle zu suchen, die dein Blut getrunken hätte. Rasch hätte ich mich zu dir gebettet!“ In schweren Gesprächen wogte sich das schreckliche Erlebnis aus. Der Weinkrampf Bigs dämpfte sich in ein leises Wimmern. Ich verstand nur noch das Wort: „Wie gern wäre ich für dich gestorben!“

Als ich am andern Tag die Seidenhülle des Ballons untersuchte, waren darin neunzehn Kugellocher, und selbst am Korb waren Spuren von Streifschüssen. Ich schnitt aus einem Vorratsstück von Ballontaft runde Flecke und klebte und nähte sie auf die Löcher der Seide. Unterdes kam die amtliche Untersuchung über den Vorfall. Was war mit den armen, einfältigen Hirten anzufangen, die sich vor uns immer wieder

auf die Knie warfen und mit emporgehobenen Händen um Gnade flehten? Wir wandten uns mit dem zerschossenen „Saturn“ aus Griechenland, wo kein Glück mit uns gewesen war, über das Mittelmeer.

Kein Glück? — Doch! Ich war erfüllt von dem Gedanken an die abgrundtiefe Liebe Bigs zu mir, die furchtlos bereit gewesen war, für mein bedrohtes Leben das ihrige in die Schanze zu schlagen, und seit dem Augenblick, da ich in Gefahr gewesen war, mein Weib zu verlieren, wußte ich wieder, wie unsäglich ich sie liebte. Sie lehnte einsam sinnend an der Ballustrade des Dampfers. Ich nahte mich der Träumerin mit der Zärtlichkeit eines Frischverliebten. Die Hand um ihre Hüfte geschlungen, Wange an Wange, schaute ich mit ihr in die Jagd der spielenden Delphine und in die strahlende Bläue des Meeres. Da stieg im Süden ein funkelnnd grüner Streif aus den leichten Wellen.

„Das Pharaonenland!“ machte ich Big aufmerksam. „Was wird es uns bringen?“ fragte sie halb in sich.

Ägypten brachte mir eine Reihe von Fahrten, die zu den schönsten meiner Luftschifferlaufbahn zählten, und meinem Weibe die Offenbarung des Himmels, daß sie zu Höherem berufen sei als sich für ihren Mann töricht aus dem Ballon zu stürzen.

Nachrichten über das Abenteuer in Griechenland waren uns über das Meer vorausgewandert, und die Zeitungen von Alexandrien und Kairo bereiteten uns einen begeisterten Empfang. „Der erste Ballon, der in Ägypten stieg, ein Kriegsflugschiff der Franzosen, ging in der Schlacht bei Abukir ruhlos zugrunde,“ schrieben sie, „und das Glück war auch den Luftschiffen, die später in unseren Städten stiegen, nicht immer hold. Jetzt aber erwarten wir ein ausgezeichnetes Aeronautenpaar. Seit einiger Zeit sind die Namen des kühnen Luftschifferkapitäns Leo Quifort und seiner ebenso bewunderungswürdigen Frau Gemahlin in aller Munde. Das junge Paar ist aus Mexiko in die Alte Welt herübergelommen, um der Sportluftschifferei das Ansehen und den Glanz wieder zu verleihen, den sie, trotz dem läblichen Streben weniger gebildeten Ballonisten, eine Weile hat entbehren müssen. Die Freunde der Luftschiffahrt erzählen über die Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit des jungen Kapitäns wunderbare Dinge und sind nicht einmal überrascht, daß er mit seiner liebenswürdigen Frau Gemahlin aus dem mör-

derischen Überfall der abergläubischen griechischen Hirten mit einer siegreichen Handbewegung hervorgegangen ist. Die schwerste Kunst der Ballonföhrung, diejenige des glücklichen Landens, ist in ihrer höchsten Ausbildung das Geheimnis Leo Quisorts. Mit der nämlichen eleganten Sicherheit, mit der er aus der Höhe des Luftkreises auf den von ihm gewählten Wiesenplan stößt, senkt er sein Fahrzeug auf einen Dampfer im Meer, kein Fischerkahn ist ihm zu klein, er landet! Wie am Tag, in dunkler Nacht! Es ist schon die Frage aufgeworfen worden, ob die Augen des Kapitäns eine besondere Organisation besitzen, da er selbst in schwimmender Finsternis jede kleine Unebenheit in der Bodengestaltung der Tiefe und die Drähte jeder Telegraphenleitung erspäht, die das Hindernis eines glücklichen Abstiegs sein könnten."

Ich lachte herzlich zu dem Überschwang, Big aber ereiferte sich: „Ein starkes Korn Wahrheit steckt doch darin, ich zweifle, ob es je einen ebenso sicheren Fahrer gegeben hat, wie dich, Jost!“

„Nein, die Wahrheit ist hier,“ widerstritt ich und deutete auf die Stelle im „Phare d'Alexandrie“, die ihr gewidmet war.

„Im gleichen Augenblick,“ schrieb das Blatt, „da man vom Kapitän Quisort spricht, muß man seiner tapferen Frau Gemahlin das Lob aus voller Seele bereiten. Begeisterte Passagiere aus Italien, Österreich, den Donauländern und der Türkei entwerfen übereinstimmend das Bild der jungen und schönen, hochgebildeten und feinsinnigen Frau. Ein Blick in ihr Antlitz: selbst zaghafte Männer fassen Vertrauen in die Gondel des „Saturn“, und Damen, die vorher nie daran gedacht hatten, sich in ein Luftschiff zu wagen, werden Ballonfahrerinnen. Wie ist Frau Abigail Quisort ihren Gästen auf schöner Fahrt durch die Lüfte das Beispiel froher Laune, heiterer Geselligkeit und geistvoller Unterhaltung schuldig geblieben, am wenigsten aber dasselbe mutiger Ruhe, lächelnder Standhaftigkeit und Geduld, wenn es eine Sturmfahrt oder einen Abstieg in kulturlosen Gegenden galt. Das ausgezeichnete Paar sei uns in Ägypten willkommen, und da ihm der Ruf vorausgeht, daß es sich in der großen Gesellschaft ebenso glücklich wie im Reich der Lüfte bewegt, werden ihm auch diesenigen, die nicht in den Korb des „Saturn“ zu steigen gedenken, einen sympathischen Empfang bereiten.“

In der Tat entschädigte uns der Aufenthalt in Alexandrien und Kairo für das Mißgeschick

in Griechenland. Der „Saturn“ war mit seinen runden Flicken eine große Sehenswürdigkeit der beiden Städte; wir wurden mit Aufmerksamkeiten überhäuft, hatten zahlreiche Passagiere aus vornehmer Gesellschaft, und ein schöner Flug löste den anderen ab. In der Erinnerung sehe ich die vielen tausend Zuschauer, die sich in den Gärten der Esbekieh zu Kairo um unsere Aufstiege drängten, liegt das Bild der Stadt aus der Vogelperspektive des Körbes unter mir. Es zieht der Nil sein blaues Band um das lachende Eiland von Gesireh; es schimmern die weißen Terassendächer, die vom Strom zur Zitadelle am Mokatamgebirge hinaufsteigen; es leuchten die Minarette der etlichen hundert Moscheen; das Fruchtgebiet von Choubra erglänzt wie ein Teppich, Kulturfelder heben sich wie hingelegte Spieltkarten aus dem satten Grün der Landschaft, und nicht größer als die Würfel, deren man sich zum Spiel bedient, grüßen die Pyramiden vom gelben Saum der Wüste.

Warum mir die Bilder Ägyptens in sonniger Fülle aus der Erinnerung emporscheinen, liegt nicht an dem äußeren Glück, das meine Aufstiege begleitete. Nein! Es war aber in jenen schönen Wochen, als glitt etwas vom Wesen Bigs ab, was sie seit langem wie eine friedlose Traurigkeit umgeben hatte. Ich überraschte mein Weib, wie sie selig in sich selber hineinzuhorchen und zu träumen schien, und aus den blauen Augen blitzte jener Strahl von Schelmerei und Mutwillen, der mein Entzücken gewesen war, als wir durch die Bierlande geschwärmt waren. Endlich, endlich wieder? Trug an der glücklichen Wendung bloß der Brief die Schuld, in dem Sommerfeld seine freudige Genugtuung über unsere Errettung aus dem Gewehrfeuer der griechischen Hirten und über unsere großen Erfolge in Ägypten aussprach, oder die Meldung aus Marfil, daß endlich die schändliche Kinderarbeit in den Gruben ihren Ersatz durch ein System von Maschinen gefunden habe? Gewiß freute sich Big über beide Nachrichten aus Herzensgrund. Die Ursache ihrer glücklich veränderten Stimmung lag aber tiefer — es war, wie wenn der gütige Gott selbst mein herrliches Weib aus seiner großen Angst dem Leben zurückzuschicken wollte.

Nachdem wir schon eine Reihe wohlverlaufer Fahrten hinter uns hatten, zögerte Big plötzlich, in die Gondel des „Saturn“ zu steigen. Das erschien mir umso verwunderlicher, als der Wind eine prächtige Fahrt über die Pyramiden

versprach, und eine junge Dame unter den Passagieren erklärte, bei dem Flug nur mittun zu wollen, wenn meine Frau ihr über Nacht Gesellschaft im Beduinenzelt der Wüste leiste. An dem reizenden Geschöpf, das einen baskischen Schleier um das zierliche Haupt gewunden hatte, war nichts groß als die schwarzen Augen und der Wille zur Mitfahrt, das Mädchen stampfte vor Ärger, als Big, ohne einen triftigen Grund anzugeben, der Fahrt mit fröhlichem Gesichte zu entchlüpfen suchte. Ich selbst begriff die Laune meines Weibes nicht. Darüber lachte sie nur schelmisch auf. Zuletzt aber stieg sie, unsern vereinten Bitten folgend, doch in den Korb, den ein leichtes Lüftchen über die anmutige Landschaft von Heliopolis wehte. Der Teppich des Grüns ging zu unserer Füßen aus, und unter dem Jubel unserer Gäste flog der „Saturn“ im Strahl der untergehenden Sonne über die Sphinx und die Pyramiden und trieb über die gelbe Wüste, über ihre Berge und Täler von Sand, über die Dünen, die das Spiel des Windes in die seltsamsten Formen gebracht hatte. Noch im Anblick der Pyramiden, der viertausendjährigen Denkmäler, landeten wir und plauderten in der linden Nacht vor den Zelten, die wir bei den Beduinen bestellt hatten. Aus weiter Ferne drang etwas unheimlich das Geheul der Schakale; Big aber, die mit der jungen Dame ein Zelt bewohnte, suchte die Gelegenheit, mich aus der Gesellschaft zu ziehen. Aufgelöst in einen Strom der Zärtlichkeit, schmiegte sie sich eng an mich, zögerte noch einen Herzschlag lang und flüsterte, von Glück überstrahlt: „Jost, ich hätte schon heute nicht mehr mittun sollen. Es war meine letzte Fahrt, ich hoffe, die allerletzte! Der Traum der Jahre und mein Gebet sind erfüllt. In seliger Gewissheit spüre ich das Kind, das ich unter dem Herzen trage. Nun gehöre ich ihm!“ —

Ich sah in ein Antlitz voll rührend gläubigen, demütigen Glücks, und unter den Sternen der Wüste habe ich in der Erschütterung schlafloser Wonne, eins mit dem Leben, eins mit der Welt, wohl die reinste Stunde meines Daseins verbracht und als seliger Träumer den Aufgang der Sonne erwartet, damit sie einem König und einer Königin des Glücks zum Ritt in die Stadt Kairo leuchtete.

Der Gedanke an das Kind beherrschte unser Sinne und Planen. Wir schieden von Ägypten wie von einem Märchenland der Erfüllung, und in Oran brach ich, um mich ganz meinem Weibe widmen zu können, früh im Herbst meine Ballonfahrten ab. Ich sprach mit der wundersam versponnenen Big darüber, ob wir den Winter nicht in Paris verbringen und dort die Geburt des Kindes abwarten sollten. Ich würde inzwischen für den zerschossenen „Saturn“ einen neuen, schöneren Ballon bauen lassen, den ich ihr zu Ehren „Big Quisport“ heißen wolle. „Nein, an einen neuen Ballon wollen wir nicht denken, Jost,“ erwiderte sie mit unendlich bittenden Augen, „nur an einen stillen Winkel, in dem wir unserem Kind einen Fleck Erde zum Spielen und eine Heimat geben können. Lassen wir für das Kind die ehrgeizigen Pläne der Luftschifferei! Und meine schwere Stunde will ich nicht unter fremden Menschen in Paris, sondern bei meiner treuen, liebevollen Gherita erleben. Es wird dort am Ölhang wohl eine kleine Villa zu mieten sein!“

Die kleine Villa war zu mieten und die anhängliche Italienerin war von der Aussicht entzückt, ihre geliebte Herrin von ehemals pflegen zu dürfen. Um die Weihnachtszeit schifften wir uns von Neapel, wo wir zuletzt gewohnt hatten, mit einem österreichischen Dampfer nach Triest ein, Big, in hohem Mut, in gesegneter Hoffnung! Aber Mut und Hoffnung des jungen Weibes waren doch nur wie Abendröte über einem blühenden Maientag, der Frucht ansetzen will, und dem die Reisnacht folgt, die Blüte und Frucht tötet.

Was half es meiner armen Big, daß einst ihre Fürsprache in der Weihnachtsstunde die Kette des Mörders, der im tiefsten Schiffssaum gefesselt lag, lockerte und ihm auf einen Augenblick wieder die Menschenwürde schenkte; was half es ihr, daß sie als Wohltäterin die ärmsten Quartiere Triests auffsuchte und als Fürbitterin für ihr künftiges Kind in den Kirchen kniete? Als sich die ersten Lentknospen regten, ging sie doch entmutigt und voll banger Ahnungen in die Mutterstunde.

(Fortsetzung folgt.)